

24]

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richpin. Uebersetzt von S. L.

„Doch“, wandte ich ein, „gibt es auch einzelne, die nicht schlecht sind. Zum Beispiel der General.“

„Der General?“ schrie er auf. „Oh! sehr gut! Ein alter Süßel, der mir noch Geld schuldig ist.“

„Mag sein! Aber weil er Ihnen Geld schuldet und weil er trinkt, so ist das noch immer kein Grund, ihm den 18. März in die Schuhe zu schieben.“

Jouguin gab mir verstohlen ein Zeichen mit dem Kopf, mich nicht zu tief einzulassen; offenbar war es ihm unangenehm, unterbrochen worden zu sein.

„Gewiß hat er nicht den 18. März gemacht, gewiß nicht,“ nahm der Wirth das Wort. „Aber seien Sie nur ganz ruhig, er wird schon seinen Nutzen daraus zu ziehen wissen. Uebrigens wird er mit Auggal auf Vorposten sein, das versichere ich Sie. Er ist schon seit acht Tagen nicht mehr hergekommen.“

„Sie irren sich. Erst gestern sah ich den General auf der Rue Soufflos.“

„Also geht er in ein anderes Café!“ rief der Wirth aus. „Das ist noch viel niederträchtiger. Mich nicht zu bezahlen, und sich dann zu drücken.“

Und indem er bei dieser Voraussetzung ganz außer sich wurde, schrie er:

„Das ist der Anfang, sehen Sie! Wenn er heut noch nicht mit seinem Landsmanne da unten ist, so wird er es morgen oder in diesen Tagen sein. Kurzum, er wird schon dahin gelangen. Das ist so mit allen Ausländern. Und seit der Belagerung ist dieser Mensch ganz lieberlich geworden.“

„Wie, er ist lieberlich geworden?“

„Ja, meiner Tren! Seit mehr als drei Monaten hat er sich noch nicht besonnen. Ist das natürlich? Wenigstens geht er da nicht wo anders hin, der alte Säuser? Aber das geht nicht mehr so weiter. Ich werde es ihm ins Gesicht sagen.“

„Nicht so laut,“ flehte ihn Jouguin an.

„So laut wie ich will,“ erwiderte der Wirth. „Ich spreche nicht von Politik, nicht wahr? Ich beschäftige mich mit meinen Angelegenheiten. Aber ich werde es ihm ins Gesicht sagen, aber nicht allein hier, sondern in seiner Wohnung. Ich werde ihm eine Szene machen, ihm und seiner Tochter. Sie können nach allem mich wohl bezahlen. Ich weiß, was ich weiß. Sie braucht nicht bloß das Geld ihrer Alten mit einem Polytechniker zu verthun.“

Jouguin warf mir einen versteckten Blick der Zustimmung zu und flüsterte leise:

„In der That, man spricht im ganzen Viertel davon.“

„Sollte ich mich auf dieses Geschwätz einlassen? War es aber nicht doch alles in allem der brutale Ausdruck der Wahrheit? Aber wie immer ich auch die Dinge aufsaßte, ob in dieser Weise, oder ob ich mich an die Theorien des Vater Heurtault hielt, soviel war sicher, daß aus alledem kein gutes Licht auf Cesarine und sogar auf Paul fällt. Ohne Zweifel hatte ich nicht das Recht anzunehmen, daß Paul die Gesichtspunkte Heurtault's theilte.“

Aber nicht minder widerstand es mir, sie ihm unterzuschieben. Aber ein solcher Enthusiast wie er es nun einmal war, von einer so idealen und mystischen Neigung für seine Beatrice erfüllt, konnte er sich doch sehr wohl über gewisse moralische Vorurtheile hinweggesetzt haben. Hatte er nicht selbst im Hinblick darauf so bezeichnende Worte ausgesprochen, als er sagte:

„Es handelt sich nur um eine Frage menschlicher Werthschätzung, um nichts anderes. Um diese Ueberzeugung zu erlangen, habe ich mich an Herrn von Roncieur erinnern müssen, an seinen engen Gesichtskreis.“

„Hm! Von dieser Ansicht, bis zu den so großen Gedanken Heurtault's ist es nicht weit.“

Daß Cesarine diese Nachsicht nicht zynisch ausnutzte, davon hatte ich den Beweis; denn sie verbarg es vor Paul, daß sie ihn mit Bocharb's Gelde aushalte. Aber sie hätte auch, damit er so weit käme dies anzunehmen, voraussetzen müssen, daß der Unglückliche an der untersten Stufe der Erniedrigung angelangt sei. Und gewiß, so weit war er noch nicht. Aber

so weit wird es noch mit ihm kommen. Das durfte ich mir nicht verfehlen.

Vergebens suchte ich, um mich und sie dagegen zu vertheidigen, die Erinnerung an jenen Tag zurückzurufen, an die Kühlung, der ich damals unterlegen war, als ich sie als so zärtliche, so hingebende, so mütterliche Krankenpflegerin gesehen hatte. Wider Willen vergaß ich all das Mührende, das in manchem sogar Edle der verschiedenen Einzelzüge dieser Szene. Das war alles beschmutzt durch das Geld Bocharb's, durch die dunklen, halb ausgesprochenen Sätze Gavarot's, durch die seltsame Vertheidigung des alten Paukers und vor allem durch die gemeine Nachrede des Wirthes. Selbst wenn das Betragen Cesarinens für mich vollständig klar gewesen wäre, hätte ich doch noch immer Zuflucht genommen zu der ansteckenden Ueberheit des Satzes: „Wo Rauch ist, da brennt es auch!“

Mit um so mehr Recht mußte ich so denken, weil aller Ansehen gegen sie sprach, und weil der Rauch so dicht war. Denn in Wahrheit wurde mir dieses seltsame Mädchen von Tag zu Tag unerklärlicher; und dies um so mehr, als alles das, was ich heute von ihr wußte, sich mit dem vermischte, was ich damals von ihr geträumt hatte, in jener Zeit, wo sie für meine kindlichen Einbildungen die unsichtbare Herrin des literarischen Kabinetts, die verbannte Prinzessin, die Muse der Mathematik mit dem Totenkopf, das verderbte, verhängnißvolle Weib, die geheimnißvolle, räthselhafte Cesarine war.

Meiner Tren, am besten wäre es vielleicht, darauf zu verzichten, das Geheimniß ihres Räthsels zu ergründen. Und Paul? Sollte ich ihn also in den Klauen dieser Sphinx lassen? Bah! Hatte ich denn nicht bei alledem gethan, was mir das Mitleid gebot? Und weiter, war er denn nicht glücklich? Hatte ich das Recht, mich in seine Angelegenheiten zu mischen? Da weder er, noch Cesarine mich riefen, warum sollte ich mich ihnen aufdrängen? Zum Teufel! War ich denn nicht einzig zu diesem Zwecke nach Paris gekommen! In Wirklichkeit war ich hierhergeeeilt, um die Revolution zu sehen. Nun wohl! Sehen wir uns die an, versuchen wir die zu verstehen, forschen wir auch nach ihrem Geheimniß!

Aber nicht tiefer als das Geheimniß Cesarinens ließ sich das Geheimniß der Revolution ergründen. Und ich bitte die Revolution um Verzeihung, sie erschien mir weit weniger interessant als Cesarine. Ich habe seit langem über diese fürchterliche Kommune, über diesen Pulschlag, der eine ganze Stadt durchzuckte, über diese Insurrektion, der die wüthendste Unterdrückung, die je die Geschichte gesehen hat, gefolgt war, nachgedacht und jedesmal haben meine Gedanken mit derselben Beklemmung vor ihr Halt gemacht. Aber in diesem Augenblicke, vor den Blicken und dem Geiste dieses so jungen Menschen bot sie nur malerische Eindrücke, und diese waren, wie ich gestehen muß, weniger seltsam, weniger neuartig, und vor allem weniger brennend als die des Krieges. Wie hätte ich übrigens in dieser Phase auch das Drama ahnen sollen, dessen tragischer Lösung wir so rasch entgegeneilten? Wie viele, die reifer und erfahrener als dieser Burjche von zwanzig Jahren waren, hatten doch nichts in ihr erblickt! Die einfachen Zuschauer von der Art des Herrn Jouguin regten sich so wenig über sie auf! Und die handelnden Personen selbst spielten so sorglos ihre Rollen! Sie, ihre Sorglosigkeit und ihre gute Laune verhinderten mich vor allem, an die nahe Lösung zu denken. Und ich zürnte ihnen beinahe, daß sie mich nicht in größere Spannung versetzten.

„Bah! Ich habe schon Besseres gesehen als das!“

In der That schien mir der Rückzug unserer Ost-Armee im Schnee, unter einem bleiernem und eisigen Himmel, ohne Offiziere, ohne Lebensmittel in meiner Erinnerung als eine ungleich tragischere Erinnerung zurückbleiben zu wollen, als diese so lebhaft, so heitere Stadt in dem Sonnenschein des beginnenden Frühlings.

Ohne Zweifel setzte mich das Aussehen der Boulevards ein wenig in Erstaunen, aber es hat nichts Unheil verkündendes an sich. Es war wie ein Paris im Sommer, wo es von Fremden mit auffallendem Aussehen überschwemmt ist. Nur kamen diesmal die Fremden nicht von so weit her, wie gewöhnlich: sie waren nur aus den Vorstädten herabgestiegen.

Die Zeitungen sprachen indessen viel von schrecklichen Kämpfen, von Märschen auf Versailles, von täglichen

Siegen. Wie oft hatte man sich beispielsweise des Mont Valerien bemächtigt! . . . Und alles in allem marschirten diese zahlreichen, kühn aussehenden Legionen irgend wohin, bereit, die „Bauern“ wie einen Bissen zu verschlucken. Und es mußten auch blutige Kämpfe stattfinden, denn von Zeit zu Zeit sah ich Leichenparaden mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel. Aber ich konnte das alles nicht ernst nehmen. Und niemand um mich herum nahm, wie ich wohl wußte, die Prahlereien der Zeitungen ernst und man lachte den Camelots ins Gesicht, die selbst lachten, wenn sie kreischten:

„Kauft die neuesten Nachrichten!“

Von Zeit zu Zeit stieß ich allerdings auf ernstere Gesichter. Alte Insurgenten von 48 oder Burschen, die recht wild erscheinen wollten, blinzelten verächtlich meinen Zivilanzug an.

Eine grobe Stimme, die einen zu gleicher Zeit drohenden und spöttischen Ton anschlug, fragte mich aus unmittelbarer Nähe:

„Was sichts Dich an, Du Bürger, da herumzustoßeln, anstatt eine Flinten in die Hände zu nehmen, wie die Genossen?“

Aber ich zog sogleich meinen Passierschein heraus, den mir ein ehemaliger Kollege des Vaters Heurtault verschafft hatte, ein junger Lehrer, der jetzt Adjutant des Generals Endes war. Ich war darauf als Journalist, als Redakteur des „Mot d'Ordre“ bezeichnet.

„Du bist ein guter Kerl!“

Und sie? In Wahrheit, lauter gute Kerls! Ja, alle, selbst Auggal, die blutdürstige Spindel. Ich hatte mir sagen lassen, wo ich ihn treffen könnte, und ich habe ihn in der Ausübung seines Dienstes gesehen. Im Dienst als Kapitän. Er strahlte unter seinem rothen mit drei Tressen besetzten Käppi. Ein übrigens etwas zu enges Käppi, das er ganz im Nacken trug, was ihm einen noch väterlicheren Ausdruck als gewöhnlich verlieh, was ihn mit seiner Stuhlbein-Nase noch viel mehr als gutes Kind und mit seinem rothen, fächerförmigen Bart noch viel mehr einem Maki ähnlich machte.

Auch ihm mußte ich diesmal meinen Passierschein zeigen, und ich benutzte die Gelegenheit, ihm mitzutheilen, daß ich Stammgast in der Rue Cajas und ein Freund Paul's sei. Seine kleinen zwinkernden Augen lächelten mich sofort freudig an und sein Blick wurde noch freundlicher, als ich hinzufügte: „Dem General geht es gut; ich habe ihn vorgestern gesehen.“

„Ah!“ athmete er zärtlich auf. „Um so besser, um so viel besser! Das macht mir viel Sorge, ihn nicht mehr zu sehen! Und hoffentlich geht es Fräulein Cesarine auch gut?“

Ich antwortete ja und dachte, daß ich vielleicht aus dem Schneider einige genauere Aufschlüsse über Paul's Verhältnisse herauslocken könnte. Ich verstellte mich, um die Wahrheit zu erfahren, und sagte direkt heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Radfahrerherzen.

Vor einigen Monaten sprach sich ein bedeutender belgischer Kliniker dahin aus, daß ein Hauptkontingent zu den Zukunfts-Krankheiten das Radfahrerherz stellen würde.

Wer als Arzt die zeitgenössische Radfahrer-Literatur einer Durchsicht unterzieht, wird die Wichtigkeit dieser Aussage kaum bezweifeln: das Wettringen um den „besten Rekord“ ist das beliebteste Thema dieser Literatur. Und es muß ja auch so sein, so lange das Zurücklegen möglichst großer Strecken in möglichst geringer Zeit leider den höchsten Ehrgeiz jedes Fahrers, der auf Sport hält, bildet.

„Leider“ sagen wir, denn es wird dabei vergessen — und namentlich von Anfängern und Nicht-Berufsfahrern vergessen —, daß derartige hervorragende Kräfteleistungen nur dann ohne Schaden für die Gesundheit verlaufen können, wenn sie einerseits sorgsam vorbereitet, andererseits regelmäßig ausgeführt werden — und daß vor allem manche Körperverfassung von dem Wettbewerb im Schnellfahren sich selbst ausschließen sollte. Dahin gehören zartere Naturen, noch nicht zur Vollkraft entwickelte junge Leute und endlich alle die, denen das Radfahren nur als Erholung nach der Berufstätigkeit ärztlich verordnet worden ist oder die es sich selbst verordnet haben. Eine Sonderklasse bilden noch diejenigen, die an der Zeitkrankheit „Neurasthenie“ leiden. Gerade von ihnen, die einer gewissen Aufrechterhaltung manchmal bedürfen, wird nur zu leicht das Maß der heilsamen — und ihnen sogar sehr heilsamen Gymnastik des Radfahrens überschritten.

Dasjenige Organ, welches bei derartigen Ueberanstrengungen am meisten, und zwar anfangs in der Regel unmerklich, aber darum oft nicht weniger nachhaltig, geschädigt zu werden pflegt, ist das Herz. Das „Radfahrerherz“ bietet in dieser Beziehung ein Seitenstück zum „alpinen Sommersaisonherz“, oder vielleicht noch etwas

ursprünglicher ausgedrückt „Bergsaisonherz“, dessen Schwächezustände sich häufig dem Touristen schon während oder unmittelbar nach der eigentlichen Ferienzeit unangenehm bemerkbar machen und besonders Frauen oder ältere Männer befallen, die im gewöhnlichen Leben keine anhaltenden, Muskelkraft erfordernden Körperbewegungen zu vollführen gewohnt sind. In der ersten Zeit fühlten sich diese Leute bei der ungewohnten Anstrengung meist ganz wohl, hinterher aber leiden sie an Uebelkeit, Appetitlosigkeit, Ballungen bei geringfügigen Anlässen, und der während der Körperübungen vollere und anscheinend kräftigere Puls wird matter, als er vorher gewesen. Für manchen ist eine durch eine ungewohnte Bergtravalei erworbene Herzerweiterung der Anfang vom Ende.

Bei der Häufigkeit des übertriebenen Radfahrens geht man in der Annahme kaum fehl, daß sich die Hälfte aller heutigen Radfahrer durch die verkehrte Art des Nadelns gesundheitlich schadet. Dieses Mißverhältnis zu beseitigen, das geeignet erscheint, den Nutzen des gerade unserer stubenhockenden Schreibstubenmenschen so dienlichen, nein nöthigen Radfahrersports wieder aufzuheben, ist Sache der hygienisch denkenden Freunde des Leseren. Gegenwärtig ist es demnach ihre Pflicht, nachdrücklich vor jenen Ueberreibungen zu warnen und immer wieder auf diesen oder jenen Fehler in der Ausübung des Sports aufmerksam zu machen, bis endlich die Gesundheitsregeln für den Radfahrer traditionell werden und den Jüngern in Fleisch und Blut übergehen. In diesem Sinne und in dem Bewußtsein, daß Thatsachen die beredtere Sprache gegenüber rein theoretischen Ermahnungen führen, seien hier noch ein paar Fälle wiedergegeben, die auch dem Laien die Gefahr illustriren, vor der er als Radfahrer sein Herz zu bewahren hat.

Der „Fall Dinton“ dürfte ja den Lesern der Sportliteratur noch erinnerlich sein, 28 000 Meter mittlerer Geschwindigkeit in der Stunde, etwa die der Torpedoboote in forcirter Fahrt, wie sie von dem Sieger von 1896 in der Fernfahrt Bordeaux-Paris (391 Kilometer), Dinton, erzielt worden, für den die Palme des Sieges sozusagen zu der des Todes ward, sind indessen eine so tolle Leistung, daß wir gar nicht weiter von ihrer hygienischen Thorheit reden wollen. War sie doch gleichbedeutend mit Selbstmord. Nein, viel lehrreicher für den Zweck unserer Zeilen ist ein anderer Fall, der kürzlich verlautet hat, der pflöchliche Hingang eines jungen Menschenlebens nach einer nur wenige Kilometer umfassenden, aber forcirten Radfahrt. Ich meine den Tod jenes 14 jährigen Sohnes eines Hausbesizers zu Tempelhof, der nach einer schnellen Fahrt nach Mariendorf erst von Unwohlsein befallen ward und nicht lange darauf, nachdem man ihn nach Hause gebracht, unter stetiger Verschlimmerung seines Befindens an Herzschwäche starb.

Gelinder, aber für den Betheiligten immerhin unangenehm genug, verlief die Ueberanstrengung des Herzens bei einem jungen Offizier, der sich für das Herrenreiten trainirte und inzwischen eine größere Radfahrt unternahm, die ihn eingestandenmaßen angestrengt hatte. Die Nachwehen bestanden in diesem Falle in jahrelang seitdem beobachteter unzureichender Thätigkeit des Herzens, die sich in allerlei Kälte-Empfindungen und Blutstocungen sowie ungleichmäßigem Pulse zu erkennen gab. Ähnliche Fälle werden dem darauf achtenden, zumal dem ärztlichen Praktiker häufiger, als man glaubt, begegnen. Die jüngeren Leute ruiniren sich naturgemäß am leichtesten, da sie weniger bedächtig sind; aber auch mancher Mann in den besten Jahren sügt sich Schaden zu. So ein 42 jähriger Justizbeamter, der, früher immer ein tüchtiger Bergsteiger, bei einer Brodentour jüngst plötzlich von Ohnmacht und Herzschwäche befallen wurde. Bei näherem Nachforschen erfuhren wir, daß er acht Tage vor jenem Brodentour eine größere, ihn anstrengende Radfahrt unternommen hatte. Der ursächliche Zusammenhang liegt nahe: durch die Radfahrtdour war sein Herz geschwächt, und so vermochte es einen Marsch, den er früher bequem ausgehalten, nicht mehr zu ertragen.

So offen tritt freilich — wie wir im Anschluß hieran nicht veräumen wollen, noch zu betonen — durchaus nicht immer die Beziehung zwischen Unzureichendwerden der Kraft des Herzens und Ueberanstrengung beim Radfahren zu tage; auch geschieht es wohl nicht sehr häufig, daß gar der Körper rechtzeitig ein Alarmsignal giebt, wie in einem andern Falle aus der Praxis, wo eine 32 jährige Frau nach einer dreistündigen zu flotten Radtour durch eine Nierenblutung vor weitem zu ihren Kräften in Mißverhältnis stehenden Leistungen gewarnt wurde. In den meisten Fällen wird das „Radfahrerherz“, wie schon angedeutet, sich erst nach stetig wiederholten Kleinern, aber trotzdem schädlichen Ueberanstrengungen entwickeln. Anlässlich der Forderung einer größern Kräfteleistung vom Organismus tritt das Leiden dann schließlich zutage.

So wird sicher eine ganze Anzahl Radler unter den gegenwärtigen Verhältnissen nach Verlauf von einigen Jahren gezwungen sein, unter irgend einer Begründung erdgiltig „die Fahrt aufzugeben“. Ja, bei der herrschenden Meinung, sich zum Schnellfahrer auszubilden, ist sogar entsprechend der zunehmenden technischen Vollkommenheit der Sportsmittel diese Zahl als eine ständig wachsende anzunehmen. Hier sei nur noch die Quintessenz der Radfahrhygiene in kurzen Sätzen formulirt, bei deren Verbeugung, namentlich von seiten des Anfängers, für den sie recht eigentlich geschrieben sind, jede Gefahr der Erwerbung der Radfahrer-Herzkrankheit ausgeschlossen ist:

1. Fahre in den ersten Lehrstunden nie mehr als $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde mit Einschluß der Erholungspausen. Zartere Konstitutionen, denen das Radfahrenlernen als Gymnastik verordnet ist, sollen sich mit

der Hälfte der Zeit begnügen. 2. Krümmen ist unter allen Umständen zu vermeiden. 3. Stets ist nur so schnell zu fahren, daß die Atmung noch mit geschlossenem Munde erfolgen kann. Die Fahrgeschwindigkeit halte sich dementsprechend in allgemeinen in den Grenzen der einer Droschke, im Mittel 1 Kilometer in 6—5 Minuten. 4. Wer die Fahrzeit hinter sich hat, mache zunächst keine Fahrten über 1/2 Stunde ohne Unterbrechung. Später soll für die ununterbrochene Fahrt die Dauer von einer Stunde als Maximum gelten. 5. Fahre sofort langsamer, sobald Du irgend welche Herzbeschwerden verspürst oder Deine Atmung merklich beschleunigt wird. Bei Herzklopfen ist ausnahmslos abzusetzen, die Pulszahl soll nie über 120 in der Minute steigen. 6. Sitze ab vor allen größeren Steigungen! Mäßigere nimm in Schlangenwindungen. 7. Erfrischungen mögen während der Fahrt in kleinen Mengen kühlen Wassers bestehen, in den Erholungspausen in mäßigen Portionen warmen Kaffees oder Chokolade, auch Bouillon, wenn erstere nicht zu haben sind — niemals in Alkohol. Dieser sollte stets erst nach der Heimkehr oder während einer längeren Essenspause genossen werden. 8. Kleide Dich zweckentsprechend zu jeder Radfahrtonr nach dem Grundsatz: leichte, poröse gewebte Unterleibung, luftdurchlässige wollene Oberleibung, bei welcher jegliche Kattunfütterung vermieden ist — keinen festen Gürtel, keine beinumschnürenden Strumpfbänder, keine beengenden Stiefel und Schnallen, Kopfbedeckung ohne Schweißleider. —
Dr. R. („Kölnische Zeitung.“)

Kleines Feuilleton.

b. Das Schicksal Andrée's, der vor 10 Tagen aufgestiegen ist, mag wohl heute schon entschieden sein, wenn eine Nachricht bisher auch noch nicht vorliegt. Es dürfte interessant sein, sich die Entfernungen der Länder zu vergegenwärtigen, nach denen die Expedition möglicherweise gelangt. Der Weg von der Läninsel über den Nordpol nach der Behringsstraße beträgt etwa 500 Meilen, die Andrée bei der ursprünglich geplanten Geschwindigkeit eines Ballons in sechs Tagen zurücklegen könnte. Allerdings soll die Reibung der Schlepptaue nach Berichten des Dr. Ekholm eine bedeutend größere gewesen sein, so daß die mittlere Geschwindigkeit nur die Hälfte der ursprünglichen betragen würde; dann würde die Expedition zwölf Tage zu jener Reise brauchen. Falls die Schlepptaue nicht in Wirksamkeit treten, was nicht ausgeschlossen erscheint, so würde die Geschwindigkeit sich mehr als verdoppeln, und der Weg in 2 1/2 Tagen genommen werden können. Wird der Ballon weiter östlich nach den Neufibirischen Inseln getrieben, so hat er bis zu diesen 350 Meilen zurückzulegen, wozu er bei der ursprünglich angenommenen Geschwindigkeit 4 Tage gebraucht. Wird er gleichzeitig etwas nach Süden getrieben, so erreicht er schon in 3 Tagen die sibirische Küste nach einer Reise von 250 Meilen. Das nächstgelegene Land ist die östlich von Spitzbergen in einer Entfernung von 110 Meilen gelegene Inselgruppe Franz Josephs-Land, die der Ballon schon in 1 1/4 Tagen erreichen könnte; dort würde vielleicht die englische Expedition unter Jackson, die sich bereits seit 1894 auf der Insel befindet, der Retter in der Noth werden. Treiben die Winde den Ballon nordwestlich, so würde er die Inseln an der nordamerikanischen Küste, die etwa 250 Meilen entfernt sind, in drei Tagen erreichen können, während er die 125 Meilen entfernte grönländische Küste bereits nach 1 1/2 Tagen unter sich sehen würde. Beim Aufstieg ging der Ballon in nord-nordöstlicher Richtung; behielte er diese bei, so ließe er den Nordpol links liegen und steuerte geraden Wegs auf die Insel Wrangel-Land zu, die 400 Meilen von Spitzbergen entfernt ist; sie läme nach fünf Tagen in Sicht. Von dort nach Sibirien sind noch 40 Meilen, die in einem halben Tage zurückgelegt werden können. Ist der Ballon in dieser ursprünglichen Richtung mit der anfänglichen Geschwindigkeit weitergegangen, die 2 1/2 mal größer war, als hier angenommen, so ist er, falls er sich nicht mindestens zwei Tage in der Luft hat halten können, in der Eisregion an einer Stelle niedergegangen, in deren Nähe auch die „Fram“ vorbei passierte; es können dann wohl Jahre vergehen, ehe man über das Schicksal der Expedition etwas Näheres erfährt, falls überhaupt noch einmal eine Kunde von ihr zu uns dringt. —

— Der verzollte Rucksack. Aus Jena wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: „Gelegentlich einer Alpentour ließ ich kürzlich meinen Rucksack von Partenkirchen (Oberbayern) nach Vermoos (Tirol) per Post befördern, während ich die gleiche Strecke zu Fuß zurücklegte. Als ich in Vermoos angekommen war, wurde mir auf der Poststation mein an der österreichischen Grenze vom k. k. Neben-Zollamt Ehrwald-Briefen durchsuchter Rucksack nach Verichtigung folgender Zollrechnung übergeben:

Gebühren-Verechnung!	
20 Gramm aus Bayern (eingeführte) Tabakfabrikate als Zigarren	— fl. 1 Kr.
Summe der Zollgebühren	— fl. 1 Kr.
Waggelb	— fl. 3 „
Summe in Gold	— fl. 4 Kr.
Tabak-Licenz	— fl. 22 „
Zusammen	— fl. 26 Kr.
Mgt. 19 1/2 pCt. (auf obige 4 Kr. Gold)	— fl. 1 „
	— fl. 27 Kr.
Statistische Gebühr	— fl. 2 „
Totale — fl. 29 Kr. 8. W.	

Die von mir im Rucksack mitgeführten 20 Gramm Zigarren (nämlich 3 oder 4 in Deutschland gekaufte Virginia's österr. Provenienz) kosteten somit 1 Kr. Gold (= 2 Pf.) Zoll und 28 Kr. österr. Kurant (= 48 Pf.) Zollabfertigungsgebühren. Die beifolgende Zollquittung über obigen Betrag erbitte ich mir zurück, da ich sie als Record auf dem Gebiete des Zollformalismus aufzubewahren wünsche.“ — Heiliger Zwofel! —

Theater.

— Ein neues Stück von Richard Voss „Das Wunder“, ein Legendenspiel in vier Abtheilungen wird, in der kommenden Saison am „Berliner Theater“ zur Aufführung gelangen. —

— Von der Theaterzensur in London erzählt der Regisseur Kadelburg, der vor kurzem das Londoner Gastspiel der Mitglieder des Wiener Deutschen Volkstheaters leitete, einige Einzelheiten. So ist z. B. dem Londoner Zensor gesetzlich für das Lesen eines jeden Stückes ein Pfund per Akt zu bezahlen. Dafür nehmen es aber, wie die nachstehende Episode zeigt, die Zensoren in London furchtbar genau. Eines Tages wird Herr Kadelburg zum Zensor berufen und es entwickelt sich zwischen ihm und diesem ehrenwerthen Herrn Beamten ungefähr folgendes Gespräch: „Ich kann Ihnen das Stück „Untreue“ leider nicht freigeben.“ — „Warum?“ — „Es ist in London unmöglich. Denken Sie nur, wenn die Heldin zum Hausfreund sagt: Hier bin ich, verführen Sie mich! Es ist mir leid, herzlich leid, aber es ist unmöglich.“ — „Aber, Herr Zensor, das ist nur ironisch gemeint im Stücke. Wenn Sie sich den Inhalt des Stückes recapitulieren . . .“ — „Ich kenne das Stück nicht!“ — Kadelburg starrt den Zensor mit offenem Munde an. — „Ich bitte Sie, Herr Manager“, fährt der Zensor gelassen fort, „wo habe ich Zeit, alles zu lesen? Aber meine Frau hat das Stück gelesen. Und sie versteht ziemlich gut Deutsch. Es soll mich wundern, wenn sie das nicht richtig aufgefaßt hätte.“ — Kadelburg versichert den Zensor, daß die hochverehrte Lady es diesmal nicht ganz richtig erfaßt, daß es sich nur um eine Periphrase handle, daß die Moral absolut weder gefährdet noch beleidigt erscheint. — Der Zensor nimmt das Buch zur Hand, überfliegt die betreffende Stelle, schüttelt nachdenklich das Haupt und sagt nach einer kurzen Pause: „Geben Sie mir Ihr Wort, Herr Manager, daß durch den erwähnten Ausdruck die öffentliche Moral nicht beleidigt erscheint.“ — „Mein Wort!“ — Der Zensor nimmt die Feder zur Hand und setzt auf das Titelblatt von „Untreue“ die Genehmigungs-Klausel. Und die Vorstellung ging wirklich vor sich, ohne daß die öffentliche Moral Londons sich darüber beleidigt zeigte. Der Zensor selbst war aber nicht da. Ihm genügte das Wort des Managers. —

Kunst.

— Aus Rom wird berichtet: Laut offizieller Statistik wurden im letzten Jahre aus Rom über 21000 antike und moderne Kunstwerke im Werthe von annähernd 3 Millionen Lire ins Ausland exportirt. Auf moderne Gemälde und Skulpturen kamen allein etwa zweieinhalb Millionen. Ueber die Hälfte der Kunstwerke ging nach Deutschland. Gegenüber dem Vorjahr nahm die Ausfuhr der modernen Kunstwerke um 3100 Stück zu, die der antiken dagegen um 8000 ab. —

Geographisches.

— Der nördlichst gelegene ständig bewohnte Ort der Erde ist das Dorf Upernivik an der Westküste Grönlands. Einige achtzig Menschen wohnen hier — unter einer Breite von 72 Grad 48 Minuten — in den kleinen Häuschen und Hütten; meist sind es Eskimos, welche, von der Kultur berührt, ihr nomadisches Leben aufgegeben haben. Zwar ihre sonstigen Lebensgewohnheiten haben sie nicht aufgeben dürfen, zu denen sie die eigenartige Natur ihrer Umgebung zwingt. Sie sind Fischer und Löhne Jäger geblieben, die das Ergebnis ihres Fanges sogleich roh zu verzehren pflegen. Namentlich der thranige Seehundspeck, dessen Geruch allein schon den unbewohnlichen Efel jedes Europäers erweckt, ist ihre Lieblingsspeise, während sie auf vegetabilische Nahrung, die ihnen ihr Land nur in den wenigen Sommermonaten dürrig bietet, fast ganz verzichten müssen. Es ist aber kein Zweifel, daß gerade diese Ernährungsweise jene Menschen so fabelhaft widerstandsfähig gegen die grimmige Kälte macht, der sie in ihrem langen Winter ausgesetzt sind. Zur Sommerszeit nun gar leiden die Leute bei einer Temperatur von 5 bis 10 Grad oft nur in ein papierdünnes Gewand aus Fischblafen, aus dem überdies einzelne Körperteile, beispielsweise die Knie, nackt heraustraten. In ihren Zelten zu dieser „heißen Sommerszeit“, ja selbst nicht selten im Winter, wenn die thrangefüllte, schwelende Lampe ihren kleinen Eispalast, welchen sie sich dann bauen, erleuchtet und zugleich erwärmt, begnügen sich diese liebenswürdigen Menschen nicht selten als einziger Kleidung mit der allerdings nicht eben allzu dünnen Kruste aus Thran, Schmutz und Lampenruß, die sich im Laufe der Zeit auf ihrem Körper festgesetzt hat. Im Winter können diese Leute ja gar nicht daran denken, sich jemals mit Wasser zu waschen, denn letzteres gehört zu den größten Kostbarkeiten, mit denen man geizen muß. Ist aber einmal der Winter so vorübergegangen, dann ist kein triftiger Grund vorhanden, weshalb man im Sommer sich den Luxus des Waschens gestatten sollte. Man hat ja nun das weite Meer als Badewanne, in dem man sich mit Leidenschaft tummelt,

das aber der eben geschilderten natürlichen Kleidung, wegen ihrer Fettigkeit, nicht viel anhaben kann. —

Aus dem Thierleben.

— Frösche als Karpfenschädlinge. In einem großen fiskalischen Teiche im östlichen Holstein fanden sich häufig ziemlich große, völlig der Augen beraubte Karpfen todt vor, ohne daß sich irgend jemand erklären konnte, auf welche Weise dies geschehen. Fortgesetzte Beobachtungen führten zu dem Resultat, daß während der Frostdauer sich Frösche auf den Kopf des Karpfens setzten und sich so fest mit den Hinterfüßen in die Augen der letzteren eingepohrt hatten, daß die Augen aus den Höhlen traten und ausliefen. Die natürliche Folge war, daß die erblindeten Karpfen sehr bald eingingen. Zu bemerken ist noch, daß sich die erblindeten todtten Karpfen beinahe ausnahmslos in jenen feichten Stellen des Teiches vorfanden, deren Wasser durch die Sonnenstrahlen hochgradig erwärmt wurde, also zum Laichgeschäft besonders geeignet ist, während das warme Teichwasser die Karpfen gegen das Heranschleichen der Frösche unempfindlich machte. —

Medizinisches.

— k. Uebertragung des Typhus durch Nahrungsmittel. Experimente, über die Dr. Reimlinger in der Pariser Biologischen Gesellschaft berichtete, beweisen, daß der Typhus durch Nahrungsmittel übertragen werden kann. Dr. Reimlinger besprengte Salat mit Reinkulturen der von Eberth entdeckten Bazillen, die für die Krankheitserreger gehalten werden, und gab diesen Salat Kaninchen und Meerschweinchen zu fressen. Die so gefütterten Thiere starben unter den Erscheinungen des Typhus. Auch gab ihr Blut die für das Blut Typhöser charakteristische Serumprobe. —

Physikalisches.

t. Ueber die neue unsichtbare Strahlenart, durch deren Vorführung W. J. Russell vor der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London großes Aufsehen erregte, ist bereits eine kurze Notiz zu uns herübergekommen, deren Inhalt weitere Nachrichten mit Neugierde erwarten ließ. Der eigenthümliche Charakter dieser Strahlen besteht darin, daß sie von allen möglichen Gegenständen ausgehen, Metallen und Nichtmetallen, die tagelang in völliger Dunkelheit gelegen haben und dennoch auf die photographische Platte zu wirken im Stande sind. Das Experiment, von dem die Entdeckung ausging, war folgendes: Ein Stück polirtes Zinn wurde in eine Billenschachtel gelegt und in dieser in einem völlig dunklen Raum auf eine photographische Platte gesetzt. Das Metallstück bildete sich mit allen seinen Unebenheiten genau auf der photographischen Platte ab. Man kommt selbstverständlich zunächst auf den Gedanken, daß diese Erscheinung durch den Druck hervorgerufen wird, den das Metall auf die Platte ausübt, davon kann aber gar keine Rede sein. Wenn man auf die polirte Fläche einer dünnen Zinnplatte vor dem Versuche irgend welche Zeichnungen oder Zahlen hinein kratzte, so erschienen diese ebenfalls auf der photographischen Platte. Auch die direkte Berührung des Objectes mit der Platte kann nicht die Ursache des Bildes sein, da das letztere auch entsteht, wenn man zwischen das Object und die Platte ein Stück Celluloid oder Gelatine legt; im Gegentheil wurde die Wirkung auf die Platte dadurch vermindert. Sehr bald wurde auch beobachtet, daß die Wirkung auf die Platte eine stärkere war, wenn das Metallstück in der Billenschachtel lag, als wenn es ohne diese aufgelegt wurde. Daraus schloß der Experimentator, daß auch die Billenschachtel allein eine ähnliche Wirkung ausüben würde, und thatsächlich bestätigte sich diese Vermuthung. Man müßte es nach diesen unerwarteten Beobachtungen eigentlich für ein Wunder ansehen, daß es bisher überhaupt möglich gewesen ist, eine fleckenlose Photographie herzustellen, da sogar die Pappschachtel, in der die photographischen Platten verwahrt werden, unsichtbare Lichtstrahlen, wenn man sich so ausdrücken darf, aussendet. Die Zahl der Gegenstände, welche diese eigenthümliche Lichtwirkung ausstrahlen, ist eine sehr große, bisher wurde dies festgestellt von Quecksilber, Zink, Magnesium, Radium, Aluminium, Nickel, Zinn, Bismuth, Blei, Kobalt, Antimon, außerdem von organischen Stoffen: Stroh, Holz, Holzkohle und gewissen Arten von Druckerschwärze. Man muß sich dabei immer vergegenwärtigen, daß es sich um die Lichtwirkung von Gegenständen handelt, die mindestens seit acht Tagen in vollkommener Dunkelheit gelegen hatten. Merkwürdigerweise wirken die Metalle Gold, Platin und Eisen wenig oder gar nicht auf die photographische Platte ein. Auch die Holzkohle verliert ihre Wirkung, wenn sie vorher in einem Schmelztiegel erhitzt wird. Erwähnt wurde bereits die vorzügliche Wirkung von einem Stücke Fichtenholz, das sich mit allen Jahresringen und Eigenschaften der Borke und der Holzfasern abbildete. Sehr amüßant waren die Aufschlüsse, die der Vortragende über die Wirkung der Druckerschwärze gab, die nämlich in ihren verschiedenen Sorten verschieden wirkt. Russell hat es in der Weise ausprobt, daß er Blätter von verschiedenen Zeitungen auf die photographische Platte brachte. Exemplare der „Westminster Gazette“, des „Standard“ und des „Daily Graphic“ bildeten sich mit ihrem ganzen Texte auf der photographischen Platte ab, nur schwach wirkte die Schrift von „Evening News“ und gar nicht die der „Morning Post“, der „Pall Mall Gazette“, des „Echo“ und der

„Daily News“. Ohne Zweifel beruht diese verschiedene Wirkung auf einer verschiedenen Zusammensetzung der benutzten Druckerschwärze. —

Humoristisches.

— Ein praktischer Mann. Vor einigen Tagen betrat ein schwächlicher, kränklich aussehender Herr die Expedition einer englischen Zeitung und wandte sich an einen Angestellten mit der Bitte, Verschiedenes, was er diktiren werde, so rasch wie möglich für ihn drucken zu lassen. Der Beamte nahm die Feder in die Hand, und der Fremde begann: „Sei ruhig, ich habe die Hausthür zugeschlossen. — Haben Sie das?“ — „Ja, aber ich verstehe nicht.“ — „Dies thut nichts, unterbrechen Sie mich gefälligst nicht eher, als ich bis zu Ende bin. Also weiter: „Ich habe das Gas im Badezimmer ausgedreht.“ — „Ausgedreht.“ — „Die Fenster in der Küche sind zugemacht.“ — „Ja.“ — „Der Hund ist im Keller. Die Dienftboten sind alle zu Hause. Die Stallthür ist zugeschlossen, die Kage ist draußen. Die Hähne an der Leitung sind abgedreht. Nein, ich rieche keinen Rauch, ich höre kein Geräusch, es bricht niemand ein. Nein, unser Hund bellt nicht, es ist der nebenan. Ich brauche nicht mehr nachzusehen, ob die Kellerthür zugeriegelt ist, ich habe es schon besorgt. Es ist niemand draußen. Der Wind fängt sich in den Läden.“ — „Sonst noch etwas?“ — „Nein, ich glaube, das ist alles.“ — „Sehen Sie, sowie ich mich abends zu Bett lege und gerade im ersten Schlaf bin, weckt mich meine Frau auf und fragt mich immer ein und dieselben Fragen. Wenn sie nur die Antworten gedruckt vor sich sieht, läßt sie mich hoffentlich in Ruhe, und ich brauche meine Nachtruhe nicht einzubüßen. Bitte, lassen Sie die Liste so rasch wie möglich drucken.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Ottomar Anschütz in Berlin ist es gelungen, eine Einrichtung zu schaffen, die das Dunkelzimmer, dessen Herrichtung stets mit mehr oder weniger Umständen verknüpft ist, überflüssig macht und gestattet, alle photographischen Arbeiten im Zimmer ohne Verdunkelung vorzunehmen zu können. —
— „Numerirte Kinderwagen.“ Wie uns ein Leser mittheilt, hat er, wie schon in früheren Jahren so auch heuer in Spandau Kinderwagen gesehen, die ganz gleichmäßige Nummernschilder trugen. —
— Die Broschüre „Die Anstalt Bethel und ihre Dependenden“ ist in der Halle'schen Volksbuchhandlung polizeilich beschlagnahmt worden. —
— In Siedon, Kreis Rieneburg fand man unlängst in einem sechspfündigen Hecht beim Ausnehmen eine Ratte, die noch gänzlich unverdaut war. —
— Einen nicht gerade geistreichen Spaß leisteten sich nach der „Barn. Ztg.“ in Gevelsberg einige junge Leute mit einem 45jährigen Junggesellen, der Heirathsgedanken bekommen hatte. Die Heirathswerthler präsentirten eine jugendliche Schöne, die dem alten Junggesellen gefiel, und sehr bald fand die Verlobung statt. Das „Verhältniß“ dauerte aber nicht lange; denn nach kurzer Zeit entpuppte sich die schöne „Bertha“ als — Mann. —
— Die Nummer der „Wertheimer Zeitung“ vom 17. Juli enthielt folgendes Inserat: „Frühmesse. Ich habe mich freiwillig entschlossen, die Frühmesse einzustellen. Eine eingehende Begründung dieses und eines weiter reichenden Schrittes bringt die „Straßburger Post“ in der kommenden Woche. Bunkofer, Professor.“ — Will der Herr sein katholisches Priesterkleid ausziehen? —
— Betreffs des Eisenbahn-Unglücks bei Ghentofte (Dänemark) erfährt man jetzt, daß der Lokomotivführer des Schnellzuges, der in den haltenden Zug hineinfuhr, durch 14—15 Stunden ununterbrochenen Dienst angestrengt gewesen sei. Auf den dänischen Bahnen komme es nicht selten vor, daß Lokomotivführer 20 Stunden pro Tag Dienst haben. —
— In Sáp (Ungarn) erschlugen zwei Jungen — der eine ist 12, der andere 13 Jahre alt — wegen eines Kinderwagens einen 2½jährigen Knaben. —
— Temesvár, 21. Juli. Im Grenzgraben der Gemeinde Gsebra fand man auf einem Weidenbaume die Leiche der Borkwälder Tochter Gisela Strebing mit abgeschnittenem Kopf. Der Mord wurde von ihrem Entführer Wekner verübt. Derselbe ist flüchtig. —
— Zürich, 20. Juli. Ueber die Gemeinden Horgen, Wädenswil, Hirzel, Männedorf, Stäfa und Rüschlikon ging heute Abend ein schweres Hagelwetter nieder, das von heftigem Sturm begleitet war. Der angerichtete Schaden ist bedeutend. —
— In Bourges (Frankreich) ist unter den Soldaten der Garnison eine Typhusepidemie ausgebrochen. Ueber 60 Mann liegen im Spital, fünf sind bereits gestorben. —
— Algier, 21. Juli. In der Umgebung von Bona sind zahlreiche Brände vorgekommen. In der Ortschaft Penthièvre verbrannten 17 Eingeborene. —
— c. e. In der Nähe von Pineville, Kentucky (Nordamerika), wurde das Wohnhaus der deutschen Familie Zoefen in Brand gesteckt. Die verkohlten Leichen der sechs Familienmitglieder wurden auf der Brandstätte gefunden. —